

Nr. 59. Bromberg, den 14. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(7. Fortsetzung.) ——

Am Nachmittag des folgenden Tages befanden sich die beiden auf dem Flug von Berlin nach dem Westen Deutschlands. Mit verheißendem Lächeln hatte Isenhardt dem Freund die Freuden der Großstadt verleidet: „Ich weiß etwas Besseres, lieber Harald! Wir machen Wochenende. Wir spannen zwei Tage aus! Ich habe in den letzten Monaten so scharf gearbeitet, daß mich selbst die törichtsten Entschlüsse gewisser Seiten in Ruhe schlafen lassen, und du . . ."

„Und ich habe derlei Schlappen erlitten, daß ich auf weitere für einige Tage verzichten kann, ohne für das europäische Gleichgewicht Sorgen tragen zu müssen."

Lange Zeit schwiegen die Freunde. Erst als sie in 6 Kilometer Höhe den Rhein anflogen, begann Rauenstein von neuem: „Eigentlich verstehe ich dich nicht ganz, Reinhold! Du betreibst ein friedliches Kolonisationswerk, du hast keinen größeren Wunsch, als deine Siedler in Glück und Zufriedenheit zu sehen, und sprichst gleichzeitig vom Krieg, kühl wie ein preußischer General."

„Ich spreche vom Krieg, ja, aber nur von einem Abwehrkampf. Ich rechne mit unumstößlichen Tatsachen. Ja, wären wir allein auf der Welt! Aber so lange noch Schwarz und Gelb nach der Vorherrschaft drängen, so lange müssen wir noch dem Kriegsgott dienen, um den Frieden zu erhalten. — Und nun endgültig: Wochenende!"

Im Westen blitzte der Rhein wie ein silbernes Band auf. Isenhardt, der selbst steuerte, ließ das Flugzeug tiefer gehen. Wälder, Felder, Wiesen, Weiden und immer wieder Wälder glitten unter ihnen hin. Dazwischen eingebettet lagen friedliche Dörfchen und einsame Höfe.

„Der Westerwald!" erklärte Isenhardt.

„Deine Heimat, nicht wahr?"

„Ja!"

Isenhardt schien ein bestimmtes Ziel zu haben. Nach kurzem Suchen steuerte er ein einsames Gehöft an, das unweit einer großen Verkehrsstraße lag. Das Flugzug setzte in der Nähe des Hauses auf einer Viehweide auf und rollte sanft aus.

„Die reinste Damenlandung, lieber Reinhold!"

„Nicht zum ersten Mal erprobt, sondern hunderte von Malen! Sieh, wir werden erwartet!"

Aus dem Bauerngehöft schritten ihnen zwei Personen entgegen. Ein Mann und ein Mädchen von vielleicht 18 Jahren, beide blond und blauäugig. Offenbar Vater und Tochter.

Isenhardt wurde mit sichtlicher Freude begrüßt, von dem Mädchen mit tiefem Erröten. Er stellte vor: „Mein Freund Rauenstein — zwei vom Stamme Isenhardt, Gerlinde und Georg senior, Tochter und Vater. Wir Isenhardts sind ein altes Westerwälder Bauerngeschlecht."

Mittlerweile kamen zwei Knechte heran, faßten das Flugzeug an den Flügelenden und rollten es in einen leeren Schuppen, der sonst wohl dem Vieh als Unterstand diente.

Rauenstein pürschte sich mit gewandter Selbstverständlichkeit an Gerlinde Isenhardt heran. So viel Schönheit hatte er auf diesem windbestrichenen Boden nicht erwartet. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß sein liebenswürdiges Geplauder taube Ohren traf. Die Unterbringung des Flugzeuges — oder war es der Pilot? — fesselte das schöne Landkind allem Anschein nach mehr.

Rasch war das Flugzeug gesichert, und der Herr des Hauses Isenhardt lud in freier Art zum Essen ein: „Kommt herein, Jungens, ihr werdet Hunger mitbringen!"

Im Haus empfingen Gerlindens Mutter und ihr Bruder Georg, ein sehniger Bursche Mitte der Zwanzig, die Gäste. Im Kreise der Familie verging der Abend, ehe man sichs gedacht. — — —

Der Sonntagmorgen stand in strahlender Maienfrische über der herben Berglandschaft. In der Nacht war ein kräftiger Regen niedergegangen und hatte die Luft gereinigt. In der blauen Ferne verdämmerten die Bergkämme und Hügelketten.

Harald Rauenstein hatte einen kurzen Spaziergang gemacht. Im Garten erblickte er nach seiner Rückkehr Gerlinde.

„Hallo! Sie holde Frühaufsteherin!"

Gerlinde reichte dem Gast über die Umzäunung hinweg die Hand zum Gruß: „Wie haben Sie die erste Nacht in unserem Haus geschlafen?"

„Wie in Abrahams Schoß . . . Und Sie selbst?"

„Wir auf dem Land schlafen immer gut. Dafür sorgt schon unsere Arbeit in frischer Luft."

Sie standen noch eine Weile zusammen und plauderten harmlos. Rauenstein überschüttete das Mädchen mit Komplimenten. Lachend wehrte Gerlinde ab.

„Wenn Sie nicht augenblicklich mit Ihrem Unsinn aufhören, laufe ich weg und ich wollte Sie doch . . . doch soviel . . fragen, ja ich wollte Sie vieles fragen . . ." Sie unterbrach sich verwirrt.

„Aber mit dem größten Vergnügen stehe ich zu Ihrer Verfügung. Alles, was ich weiß, werde ich Ihnen mitteilen, und wenn Sie wollen, auch das, was ich nicht weiß. Für Sie könnte ich das Blaue vom Himmel herunterlügen! — Also, was soll es sein? Von Tieren, Ländern, Menschen?"

„Sie . . . alle sprachen gestern abend nur vom Krieg . . . und . . . Onkel Reinhold ist so nahe an der Grenze . . . so weit da unten in Afrika . . ."

Und plötzlich kam dem Mann das Verstehen: Dieses Menschenkind hing an Isenhardt und sorgte sich um ihn. Ach, der unschuldigen Kleinen da wollte er schon die Sorgen vom Herzen reden.

Und er legte los — von den gewaltigen Sicherheitsmitteln der Kompanie, von ihrer kaum vorstellbaren technischen und militärischen Macht, die jedem feindlichen Ansturm trotzen würde, und zuletzt sprach er mit leisen, vertraulichen Worten von dem, was er selbst noch nicht kannte, von Isenhardts letzter Erfindung, von der er mit großer Zuversicht gesprochen. O, sie können beruhigt sein, Onkel Reinhold sei unbedrohter als der Habicht von der Fliege.

Rauenstein bemerkte mit Genugtuung, daß seine Worte das sorgende Mädchen beruhigten. Sie waren beide so in ihr Gespräch vertieft, daß sie nicht merkten, wie Isenhardt in der Tür des Hauses erschien, sie beide in eifrigstem Gespräch erblickte, zögerte, stehen blieb, den Blick starr auf sie richtete.

Nein, sie ahnten nichts von den Gedanken des einsamen Mannes. Der dachte: Da hat der gute Harald wieder im Handumdrehen ein Herz erobert. Gestern eine Niederlage bei einer schönen Frau, und heute ein Sieg bei einer schöneren. Wer doch auch so unbeschwert und sieghaft durchs Leben gehen könnte! Ihm blieb das versagt. Für ihn hielt das Leben nur die ernsten Lose bereit. Arbeitserfolge, Erfinderfreude . . . besten Falles ein wenig innere Ausgeglichenheit und Seelenfriede, aber Glück, Menschenglück — — — das sah wohl anders aus!

Er mochte das Geplauder der beiden nicht stören und ging wieder hinauf in sein Zimmer.

Dort fand ihn ein wenig später der Journalist. Isenhardt saß am Tisch und blickte auf einen schmalen, weißen Zettel, der vor ihm lag.

„Hallo, was gibt's, alter Stubenhocker?" rief Rauenstein lachend.

Wortlos reichte der Ingenieur ihm einen Zettel mit sonderbaren Zeichen.

„Was ist das" platzte er heraus. Er sah in dem Augenblick nicht gerade geistreich drein.

„Das ist eine Wochenanfangüberraschung, mein lieber Harald. Dieser Zettel befand sich im Gepäck der Fürstin Marasczinski, das sie in Berlin zurückgelassen hatte. Das war die einzige Überraschung, die eine gründliche Untersuchung zutage förderte, dieser Zettel da."

„Hast du die Entzifferung versucht?"

„Es gibt in der Literatur kein derartiges Alphabet. Die Fürstin muß aber diese Geheimschrift sicher beherrschen, andernfalls hätte sie wohl einen Schlüssel dazu mitgeführt. Der Zettel enthält drei Wörter und eine Unterschrift, wie man unschwer erkennen kann. Eines der Wörter enthält genau so viel Buchstaben wie mein Name. Das brachte mich auf die Spur. Ich habe heute Nacht Stunden über die Entzifferung des Geheimnisses gegrübelt. Und sie ist mir gelungen."

„Nun, und?" — — — warf Rauenstein ungeduldig ein, als Isenhardt eine Pause machte.

„Wörter und Unterschrift bedeuten: „Sie übernehmen Isenhardt! SDF". Das war der Befehl, den die Fürstin Marasczinski von ihren Auftraggebern erhalten hatte. Sie hätten die Aufgabe, mich zu beseitigen, keinem Besseren anvertrauen können. Also Kampf bis aufs Messer, Mara Marasczinski!"

Es war 14 Tage nach dem kühnen Raub der Geheimakten S-Süd. Die Fürstin Marasczinski befand sich in ihrem Bungalow in den Mondbergen am Fuße des Ruwenzori. Die Höhe des Gebirges milderte hier die Glut der afrikanischen Sonne, und oft fächelte der Wind von den Eishängen des Hochgebirges erfrischende Lüfte nieder.

Das Schlößchen der Fürstin war ein Paradies in einem Paradies. Es lag auf einem Felsgrat, dem letzten Ausläufer eines Bergrückens, über und über umwuchert von unbeschreiblicher Blütenpracht. Blumenarten der ganzen Welt schienen sich auf diesem Flecken Erde ein Stelldichein zu geben, um den Bewohnern dieses Winkels den Himmel auf Erden vorzutäuschen.

Das Gebäude, der Park, ein freier Platz — und dann, ringsum, tiefer an den Hängen gelegen, den Blick nirgendwo hemmend, der Urwald, unberührter, unbesiegter Urwald, dunkelgrün. Tief unten lag, in leuchtendes Grün gebettet, ein halbes Dutzend Kraterseen. Überall standen hinter Palmwedeln und Riesenfarnen die märchenhaft gleißenden, stillen Wasserflächen. Himmelhoch darüber, hinter sanften Hügelketten sich jäh erhebend, der Ruwenzori mit seinen kristallenen Gletschern und Hängen.

Der Bungalow selbst war wie ein Märchenschloß, umsäumt von schattigen Veranden und Säulengängen, erfüllt von zierlichen, bequemen Möbeln; die Zimmer, Winkel, Treppen und Gänge angefüllt mit Teppichen, Fellen, Kissen, Vasen, Fayencen, restlos angefüllt von den tausend betörenden Dingen, die Frauen lieben und zusammentragen.

Mara Marasczinski sah nicht die Pracht ihrer eigenen Räume, sie fühlte nichts von der Behaglichkeit ihres Heims. Sie wälzte sich gequält auf den weichen Leopardenfellen ihres Ruhebettes. Die Unrast der letzten 14 Tage brannte in ihr.

Von London aus war sie nach der Landung nach Berlin gefahren — unverzüglich. Sie wußte von dem geplanten Anschlag auf das Hauptverwaltungsgebäude. Sie war zu spät gekommen, um noch mit den übrigen Agenten gemeinsam eingesetzt zu werden. Da hatte sie es auf eigene Faust versucht, die Früchte des Unternehmens hereinzuholen. Das Unternehmen der Männer schlug fehl, sie hatte Erfolg. Schade nur, daß sie diesem großen Jungen, diesem Rauenstein, so übel dabei mitspielen mußte! Ihre Sympathie für ihn war echt. Das Dokument in ihrem Safe barg unschätzbare Werte für die schwarze Regierung. Sie würde bestimmt bereit sein, eine ungeheure Summe für die Pläne zu zahlen. Mara Marasczinski lachte gequält auf. Was sollte ihr Geld? Hier ging es um Höheres. Vernichten wollte sie den, vor dessen Tür sie um Einlaß gebettelt hatte, geweint und gewinselt wie ein ausgeschlossener Hund. Sie sah das überlegene Lächeln dieses Mannes, der sie nach Hollywood hatte abschieben wollen wie eine lästig gewordene Puppe.

Bis jetzt war sie die Stärkere gewesen, der Sieger. Doch nun kam ihre Stunde. Mit kluger Berechnung hatte sie sich auf die Seite des schwarzen Imperators geschlagen, jenes Mannes, der die beste Ausbildung auf europäischen Hochschulen genossen, dessen Tatkraft und Intelligenz es vermocht hatte, dem alternden Europa wertvolle Vorrechte und riesige Gebiete zu nehmen, dem es als erstem gelungen war, alle Sudanländer fest in seiner Hand zu vereinigen und mit dem ganzen übrigen Afrika den Staatenbund von Afrika, die U. S. Afrika, zu schließen.

Der Inhalt der Dokumente, die klar die Absicht der Siedlungskompanie auf Wiedereroberung der verlorenen Gebiete in Nordafrika belegten, würde genügen, den Nationalstolz der Schwarzen so aufzustacheln, daß ein Riesenbrand entstand, der die schwarzen Massen geschlossen nach Norden warf und die Weißen vom afrikanischen Kontinent fegte. Dann wehe, Isenhardt! Lebend mußte er herbeigeschafft werden! Vor ihren Füßen sollte er kriechen wie sie einst vor seiner Tür. Der Ausgang eines Krieges zwischen Schwarz und Weiß konnte unmöglich zweifelhaft sein. Die technischen Hilfsmittel der Schwarzen waren nicht geringer als die der Weißen. Darüber hinaus stand auf afrikanischer Seite ein überaus wichtiges Plus: Der unerschöpfliche Menschenvorrat der Union.

Die Fürstin erwartete den Besuch Mirambos, des schwarzen Diktators.

Ein leises Summen erfüllte die Luft. Das Turbinenboot des Präsidenten landete auf dem Flugplatz hinter dem Bungalow.

Die Zofe meldete den schwarzen Fürsten.

„Ich lasse bitten!"

Schon stand die sehnige Gestalt des Afrikaners, in tadelloses Weiß gekleidet, auf der Schwelle. Die Fürstin erhob sich ein wenig und reichte dem schwarzen Fürsten die Hand. Demütig senkte sich sein Blick, ehe er die Hand der schönen Frau mit weltmännischer Gewandtheit an die Lippen zog.

Mit liebenswürdigem Lächeln lud die Fürstin ihren Gast ein, Platz zu nehmen. Das Mädchen brachte Erfrischungen und rollte lautlos den Rauchtisch heran.

„Ich bin glücklich, gnädige Frau, in Ihrer Gegenwart weilen zu dürfen. Ich freue mich, Ihr Befinden ausgezeichnet zu finden."

Der Fürst bemühte sich, ein einwandfreies Deutsch zu sprechen.

Die Fürstin bot ihm Zigaretten an und griff selbst danach. Mirambo lehnte dankend ab.

„Ach, ich vergaß . . ." spottete die Fürstin, „Exzellenz belasten sich nicht mit dem süßen Gift des Tabakkrautes!"

„Der Spott aus einem schönen Munde schmerzt doppelt, gnädige Frau."

„O, Verzeihung! Es war nicht böse gemeint! — — Plaudern wir!"

Leicht und gefällig glitten sie in ein unverfängliches Geplauder hinein. Die Fürstin hielt es nicht lange im harmlosen Gespräch. Sie drängte vorwärts auf ihr Ziel hin. „Sie machen mir Komplimente, Mirambo, aber Sie fragen nicht, warum ich Sie zu mir bitten ließ."

„Verzeihung, Gnädigste! Sie wissen, ein — Afrikaner fragt nie!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Zufalls.

Merkwürdige Fügungen des Alltags und die Frage nach ihrem Sinn.

Nach wirklichen Begebenheiten dargestellt von Hans Wörner.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tönies hatte Nerven genug, sich geschickt zu verhalten. Der herbeigerufenen Polizei sagte er, O'Neil sei ein Freund von ihm gewesen, man habe sich getroffen, um ein Wiedersehen zu feiern. Da die Todesursache einwandfrei feststand, hinderte niemand die beiden Deutschen, mit dem Kinde abzureisen. Friedel brauchte nur wenige Tage, um ihre Rückwanderung zu erwirken. Als das deutsche Schiff das Dock zur Rückfahrt nach Hamburg verließ, waren Friedel und ihr Kind an Bord. Tönies mietete sie in Hamburg ein. Zwei Monate später heirateten die beiden.

Es fragt sich jetzt, was man von dem Zufall zu halten hat, der jene Kugel lenkte und einen immerhin schwierigen Schicksalsknoten löste, dem sich unsere beiden Landsleute gegenübersahen. Nur scheinbar nämlich ist es in diesem Falle das einfachste, an eine Fügung zu glauben und alles für eine Hilfe des Himmels zu halten, der sich eben auch einmal einer fahrlässigen Tötung bedient, um eine Entwicklung sprunghaft zu fördern. Es gibt aber einen tollen Begleitumstand, der einer solchen Erklärung nach meinem Empfinden im Wege steht. Dieser Begleitumstand betrifft jenen törichten Mann, der den Schuß abgab! Wenn dieser aufgeregte und unvorsichtige Bursche nämlich wirklich nur das unbedeutende Werkzeug der Fügung gewesen wäre, so hätte er notwendigerweise unerkannt bleiben müssen. In vielen tausend Fällen bleiben auch solche Jungens, die mitten aus einer randalierenden Menge, abends in der Dämmerung, einen Schuß in die Luft abgeben, um ihrer klassenkämpferischen Wut Ausdruck zu geben, unerkannt. Dieser hier aber blieb es nicht. Weil die Richter außer ihm niemanden hatten, an dem sie in dieser Streikangelegenheit ein Exempel statuieren konnten, gingen sie auffallend energisch mit ihm ins Zeug. Der Junge bekam zwei Jahre Sing-Sing.

Ich denke, daß dieses Nachspiel mit entscheidend ist für die Beurteilung des Zufalls, um den es sich handelte. Aber ich möchte auch diesmal Ihrer eigenen Urteilsbildung in keiner Weise im Wege stehen.

Jackentasche hat ein Loch.

Im Gegensatz zu den bisher erzählten Fällen wird es sich bei dem nun folgenden um eine Begebenheit handeln, an der ich selbst weder unmittelbar oder mittelbar beteiligt war, noch mit einer der unmittelbar oder mittelbar beteiligten Personen Fühlung erhielt. Vielmehr ist meine eigene Verbindung zu diesem Fall insofern nur sehr lose, als ich lediglich den Mann kenne, der gewissermaßen das tückische Objekt auslieh, mit dem Zufall sein Spiel trieb.

Es handelte sich um eine Lederjacke, die jener Mann einmal sehr viel trug, als er noch sein Motorrad besaß. Er verkaufte diese Maschine dann später, weil er gesundheitliche Schäden von ihrer Handhabung davonzutragen befürchtete, die Jacke hing ein paar Monate in seinem Kleiderschrank.

Eines Abends nun — und zwar war es der Abend von einem Monatsletzten, dem Ultimotag, an dem viele kaufmännische Fälligkeiten zu ordnen zu sein pflegen — hatte der Besitzer dieser nicht mehr gebrauchten Lederjacke den Besuch eines Bekannten. Sie unterhielten sich, rauchten, spielten Karten. Plötzlich klingelte das Telephon, und nicht der Hausherr, sondern der Besucher wurde verlangt. Die ganze Sache ist noch etwas frisch. Ich nenne also seinen Namen nicht. Der am Apparat Verlangte möge in meinem Bericht den Namen Schulz führen.

Schulz nahm den Hörer und hatte ein längeres Gespräch mit seiner Braut, der Kassiererin eines Speisehauses. Was sie ihm erzählte, wirkte außerordentlich alarmierend auf Schulz. Als er den Hörer wieder auflegte, war er so verwirrt, daß er seinem Bekannten von dem Inhalt des Gespräches Mitteilung machte, wohl, um sich von der ersten Spannung zu erlösen, in der er jetzt mit einem Mal schwebte. Das Mädchen, das da in höchster Not anrief, hatte einen Betrag von fünfhundert Mark veruntreut, und wußte nicht, wie es die Summe bis zum nächsten Tag, an dem die Kasse revidiert werden würde, wieder herbeischaffen solle. Es ist für die spätere Beurteilung des Falles notwendig, schon hier zu sagen, daß die Leichtsinnige das Geld an sich nahm, um es ihrem Bruder auszuleihen. Dieser Junge hatte sich nach einer etwas wirren Jugend zu einem bürgerlichen Leben bekehrt und ein kleines Rauchwarengeschäft aufgemacht. Er brauchte das Geld, um einer Steuerpfändung zu entgehen, die seine mühsam aufgebaute Existenz vernichtet haben würde, und es bestand scheinbar die vollkommenste Gewähr dafür, daß er seiner Schwester das Geld mühelos zum Ultimo werde zurückgeben können. Er hatte nämlich eine Lieferung in zweifacher Werthöhe des fraglichen Betrages an ein großes Hotel gemacht, das seit Bestehen als sicherer Zahler bekannt war. Niemand konnte daran zweifeln, daß jener Betrag bezahlt werden würde, und es zweifelte auch niemand daran. Am Tage vor Ultimo aber stellte das Hotel die Zahlungen ein, und seine Inhaber meldeten den Konkurs an! Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Schon am nächsten Morgen mußte der Fehlbetrag in der Kasse des Mädchens offenkundig werden. Es gab nur den Ausweg, von irgend jemandem das Geld zu bekommen. Darum handelte es sich bei dem Telephonanruf, den Schulz erhielt.

Er brach sofort auf. Er war in seinem kleinen, offenen Zweisitzer gekommen. Der Wagen stand unten vor der Tür. Es hatte zu regnen begonnen, ein plötzlicher Wettersturz, der nicht vorauszusehen war. Noch am frühen Abend hatte die Sonne geschienen, Schulz trug keinen Mantel, das Verdeck des Wagens war alt und undicht. Mein Bekannter entsann sich jener Lederjacke und gab sie ihm. So fuhr er los.

Er machte an diesem Abend eine lange Reihe verzweifelter Besuche bei allen möglichen Bekannten, Freunden und Verwandten. Er bekam kein Geld! Gegen Mitternacht fuhr er an der Wohnung seiner Braut vor und fand sie in höchster Erregung. Er hatte die Absicht, ihr seinen Besuch bei dem Inhaber jener Speisewirtschaft vorzuschlagen, vielleicht, daß es ihm gelingen würde, ein Entgegenkommen zu erwirken. Am übernächsten Tage würde es ihm leichter fallen, das Geld aufzutreiben. Dann erhielt er selbst sein Gehalt, konnte einen Teil davon hergeben, konnte seine Freunde zu der gleichen Maßnahme bewegen. Nur mußte man ein offenes Wort mit jenem Geschädigten sprechen. Das Mädchen wollte nichts davon wissen. Schulz ging wieder. Er machte noch einen Besuch bei seinem eigenen Bruder. Auch der hatte erst am kommenden Nachmittage Zahlungen zu erwarten. Gegen den Willen seiner Braut fuhr er dann doch zu jenem Wirt. Aber der hatte sich für einen Abend frei gemacht und war mit seiner Frau und seiner Tochter weggefahren! Niemand wußte recht, wohin.

Schulz beschloß, diesen Besuch am andern Vormittag noch einmal zu machen. Er war zu diesem Zeitpunkt im Grunde recht zuversichtlich gestimmt und vertraute fest auf sein Glück. Als er an einer Straßenecke einen Lotterielosverkäufer sah, der Marzipankugeln feilhielt, deren jede fünzig Pfennige kostete, während der höchstmögliche, durch eine Tag und Nacht geöffnete Zahlstelle sofort greifbare Gewinn genau fünfhundert Mark betrug, kaufte er sechs von diesen Kugeln. Schulz steckte sie in die Tasche jener geliehenen Lederjacke und nahm am Steuer sitzend und im Begriff, wieder zu seiner Braut zu fahren, eine nach der anderen heraus und zerbiß sie. Als er, abgelenkt auch durch das Fahren, die scheinbar letzte Kugel in den Mund nahm, wußte er schon, daß auch diese eine Niete sein würde. Er hatte leider recht.

Seine Braut erwartete ihn ohne Hoffnung. Sie dankte ihm für die Mühe, die er sich gegeben hatte, und bat ihn

dann, sie allein zu lassen, da sie sehr ruhebedürftig sei. Schulz ging. In der Nacht vergiftete sich das Mädchen mit Leuchtgas.

Es folgten jetzt sehr unruhige Tage. Die Unterschlagung wurde ruchbar, es gab polizeiliche Untersuchungen, das Geschäft des Bruders der Toten ging verloren, da der geschäftliche Ruin des Hotels fast hundertprozentig war, Schulz mußte einspringen und bezahlte den fehlenden Betrag von seinem Gehalt und mit entliehenem Geld. Er hatte dann monatelang Mühe, seine Gläubiger, die ihn im übrigen gar nicht drängten, abzufinden. Zuletzt begann die Zeit langsam mit ihrer wohltätigen Arbeit, die ganzen Geschehnisse mit dem Schleier des Vergessens zu überdecken. Und jene Lederjacke hing immer noch in Schulzes Wohnung. Er hatte vergessen, sie ihrem Besitzer zurückzustellen. Dieser Besitzer brauchte sie selbst nicht und unterließ es, sein Eigentum zurückzufordern.

Der Winter kam, es war der Winter 1931 zu 1932, der unser Wirtschaftsleben dem Höhepunkt der Not entgegensteuerte. Der Bruder des toten Mädchens ernährte sich nach dem Verlust seine Geschäftes kümmerlich mit dem Verkauf von Zeitungen. Oft genug kam er abends, wenn Schulz ihn zum Abendbrot bei sich haben wollte, um ihm über das Ärgste hinwegzuhelfen, klappernd und durchnäßt an. Er war immer etwas scheu und niedergeschlagen an diesen Abenden und fühlte sich ewig beschämt von der Hilfsbereitschaft des Mannes, dessen Braut er doch zu einer Handlung verleitet hatte, die ihren Tod zur Folge haben sollte. Er klagte auch Schulz gegenüber nie. Schulz sah übrigens auch ohne das, wie schlecht es dem Jungen ging. Als er eines Nachmittags seinen Kleiderschrank öffnete, um ein warmes und derbes Stück herauszunehmen, das er dem Zeitungsverkäufer schenken könnte, fand er jene Lederjacke, die er in der Nacht zu jenem verhängnisvollen Ultimo getragen hatte. Er dachte daran, daß ihr eigentlicher Besitzer sie ja doch nicht mehr brauche, und rief ihn telephonisch an, ihn um einen billigen Preis für das Stück zu bitten. Er erhielt sie umsonst, als er gesagt hatte, was er damit anzufangen gedenke. So bekam der Bruder des toten Mädchens an diesem regnerischen Winterabend die Jacke!

Die beiden Männer aßen Abendbrot, dann machte sich der Zeitungshändler wieder auf, um seinem Geschäft nachzugehen. Er verdiente an diesem Abend sehr wenig. Als er heimkam, hatte er genau die Zahl der wenigen verkauften Zeitungen im Kopf und wußte, wieviele Groschen in seiner linken Jackentasche sein mußten. Er griff hinein und holte die Münzen heraus. Es waren einige weniger, als er angenommen hatte. Er untersuchte die Tasche und fand ein Loch. Die Groschen lagen in dem Futter der Jacke. Mit ihnen zusammen kam eine Marzipankugel zum Vorschein. Der Zeitungshändler kannte diese Glückskugeln. Er hatte früher selbst solche gekauft, aber er wußte nicht, welche Bewandtnis es gerade mit dieser Kugel hatte, die Schulz damals in der Hoffnung erwarb, seiner Braut vielleicht durch einen Glückszufall helfen zu können. Der Zeitungshändler öffnete die Kugel, es war ein Treffer, auf den fünfhundert Mark entfielen! Am andern Morgen machte der Bruder der Toten sich auf, um sich den Betrag an der Auszahlstelle der Lotterie geben zu lassen. Er mußte aber erfahren, daß die Lotterie mittlerweile erloschen war, die Endtermine für die Auszahlungen waren vorüber, er bekam kein Geld!

Sie mögen auch in diesem Falle selbst zu ergründen versuchen, aus welchen Ursachen in dieser Begebenheit zwei Zufälle oder zwei Ketten von Zufällen offensichtlich miteinander im Kampfe liegen. Einmal sollte jenem bedauernswerten Mädchen durch einen Glückszufall geholfen werden. Das Geld, um ihre aus Gutmütigkeit begangene Verfehlung wettzumachen, war da! Es lag auf der Zahlstelle der Lotteriegesellschaft. Ihr Verlobter hatte die Loskugel, die ihn berechtigte, jenen Betrag in genau der gleichen Höhe, in der das Geld gebraucht wurde, noch in der krisenhaften Nacht abzuheben! Ein anderer Zufall aber, das unbekannte Loch in einer fremden Jacke, von dem der Träger nichts wußte, hinderte jenen Glücksfall, in Wirklichkeit zu treten. Und ausgerechnet jener Mann, von dem das Unglück ausging, obwohl man auch von ihm nicht sagen kann, daß er eine runde Schuld trägt, mußte diese vergebliche Glückskugel finden und vor ein geschlossenes Tor rennen.

Man muß sich in die Gedanken jenes Schulz hineinversetzen, der natürlich von dem Bruder der Toten über die Kugel erfuhr, um die Schwierigkeiten zu ermessen, die einer Sinngebung dieses Zufallspiels entgegenstehen. Wie für ihn, so wird auch für Sie in diesem Falle wenig anderes übrig bleiben, als sich mit der gegebenen Verkettung der geschilderten Vorfälle abzufinden. Sie mögen es auf Ihre eigene Art tun.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Erde.

Von **Hans Heinrich Ehrler.**

Ich kam von dir.
Ich bin in dir.
Ich werde wieder dein.
Nur eine Weile darf ich sein
Ein Tropfen, der die Welt
Schimmernd hält.



Lustige Ecke





„Papi — müssen wir die alle behalten oder ist es eine Auswahlsendung?"

*

Werbung.



„Schönste Claudia, erhören Sie mich, werden Sie meine Frau!"
„Eigentlich sind Sie mir zu alt! Aber ich will es mir bis morgen überlegen!"
„Teuerste, dann bin ich ja noch älter!" (Muskete)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.